

Es mußte dem Zuhörer einleuchtend gemacht werden, daß ich recht wohl den Inhalt gewisser Bücher verstand, selbst wenn dieser nicht direct erwähnt werden durfte. Es war z. B. unmöglich, die Scene in Dziady zu citieren, wo Polens Martyrium mit dem des Gekreuzigten verglichen wird, aber man konnte daran erinnern.

Ich sage daher in meiner Einleitung Folgendes:

Sie erfahren von mir, wie Ihre Literatur in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts sich im Bewußtsein eines europäischen Lesers spiegelt, erfahren, welchen Eindruck ein wohlwollender Fremder von Ihrem Geistesleben erhält.

Denn ich bin ein wohlwollender Fremder. Nicht ein rein künstlerisches oder intellectuelles Interesse, sondern eine breitere menschliche Sympathie hat mich zu diesem Stoff hingezogen. Es liegt darin etwas, was nicht nur beschäftigt, sondern das Gemüth ergreift; die moderne polnische Literatur setzt in höherem Grade als die meisten anderen das Gefühl in Bewegung. Sie trägt etwas Verschlissenes, nicht leicht Durchdringliches in sich. Oder besser: sie ist gleichzeitig verschlossen und offen, je nach dem Gesichtspunkte, von dem man ausgeht. Sie erinnert in dieser Hinsicht an ein bekanntes Bild von Gabriel Max: das Tuch der Veronica — ein Bild, das ich in künstlerischer Beziehung tief stelle, denn es ist ein Kunststück, kein Kunstwerk, das aber vollauf ausdrückt, was ich meine. Beim ersten Anblick scheint das Gesicht das einer Leiche zu sein; die Augen sind fest geschlossen, der Ausdruck ist leblos. Nimmt man aber den rechten Gesichtspunkt ein, so erhält das Antlitz plötzlich Leben, die Augen öffnen sich und richten ihren ersten und kühnervollen Blick auf den Zuschauer.

Direct die verschiedenen polnischen Aufstandsversuche zu nennen, war unmöglich. Ich konnte meine Meinung nur wiederholen, indem ich in möglichst allgemeinen Ausdrücken die Gemüthszustände nach großen, öffentlichen Unglücksfällen, wie „Hungernoth, Ueberschwemmung oder mißglückter Revolution“, charakterisierte. Gerade so unmöglich war es bei der Besprechung von Slowackis Król Duch (König Geist) gerade herauszusagen: die Grausamkeit, die hier herrscht, wurde von Iwan dem Schrecklichen in eigener Person ausgeübt. Ich wählte diese Umschreibung: „Wenn in Król Duch die Hauptperson erzählt, wie sie mit ihrem Schwerte den Fuß des alten Sängers an den Boden genagelt hat, und dieser ungestört in der Mittheilung seiner Botschaft fortfuhr, so erinnert dies an eine Anekdote vom Hofe Iwans des Schrecklichen.“ In dieser Form passierte der Satz die Censur für den mündlichen Vortrag, die Censur für den Druck der Vorträge im Feuilleton der Gazetta Polska wurde jedoch später von einem anderen Censor in dem gedruckten Buche gestrichen.

In Mickiewicz's Dziady kommt in Konrads Improvisation eine Stelle vor, wo der Held in Verzweiflung Gott anklagt, daß er ihn leiden läßt; darin ist der wirkungsvolle Vers: „Du bist nicht der Vater der Welt, sondern ihr Czar!“ Ich bedurfte dieser Zeilen in meinem Vortrage und wollte versuchen, daran zu erinnern. Das genannte Dichtwerk geradezu durchzunehmen, war unmöglich, sogar nur seinen Titel anzugeben, war schwierig. Hingegen konnte man versuchen, Konrads Namen zu nennen, ohne anzugeben, in welchem Drama diese Gestalt vorkam, und die Stelle etwas anders zu citieren, als sie lautete. Ich konnte auf die außerordentlich geringe Kenntniss des Censors in der polnischen Literatur bauen.

Ich beschloß also über die verschiedene Stellung der polnischen Dichter zum Erkennungsprobleme zu sprechen und insinuierte in dem Zusammenhange diese Wendung: Und wie die Wilden des Alterthums, wenn sie ihren Göttern zürnten, einen Pfeil nach dem Himmelsgewölbe abschossen, so schleudert Konrad das Hohnwort ins Weltall hinaus, das, sagt er, von Geschlecht zu Geschlecht wiederhallen soll: Du Gott! Du bist nicht der Vater der Welt, sondern ihr.....

Dies machte ich eine Pause von mehreren Secunden, wobei buchstäblich ein Leben durch den dichtbesetzten Rathhausaal gieng. Dann fiel das Wort.... Tyrann, und man athmete auf und sah einander an. Niemand rührte eine Hand. Nach solch einer Stelle herrscht immer Todesstille, um den Redner nicht zu compromittieren. Statt dessen applaudiert man gewaltig einige Minuten später bei irgend einem anderen unschuldigen Gleichnis und man bewahrt den stärksten Applaus bis zum Schlusse auf, wo niemand controlieren kann, was besonders den Beifallssturm hervorgerufen hat. Diese Stelle gehört zu jenen, die in der auf den Vortrag und das erste Feuilleton folgenden Censur gestrichen wurde. Diese Censur nahm nicht weniger als sieben Monate in Anspruch, und die kleine Arbeit gieng in stark verstämmelter Gestalt daraus hervor.

Noch ein letztes Beispiel dafür, was die Censur, die wahrscheinlich nicht mit Shakespeare vertraut war, oder kein Verständnis für Symbolik hatte, zu sagen erlaubte. Es war die Rede von den Dichtern unter den polnischen Emigranten. Ich verglich sie mit Hamlet und sagte unter anderem:

Man findet in all' diesen Geistern Züge von Hamlets Wesen; sie stehen seit ihrer Jugend in seiner Situation. Sie fühlen wie Hamlet alles innere Feuer ihrer Jugend und ihre äußere Ohnmacht; hochgeboren, wie sie sind, edel denkend, fassen sie die Zustände, die sie um-

geben, als ein einziges großes Räthsel auf, sind gleichzeitig zum Träumen und Handeln veranlagt, zum Grübeln und zur Rücksichtslosigkeit.

Hamlet hat seine Mutter, seine theure Mutter, die er innig liebt, unter der Hand des gekrönten Räubers und Mörders erniedrigen gesehen. Der Hof, zu dem ihm der Zutritt offensteht, erschreckt ihn — ungefähr wie in Krassinskis Versuchung (symbolische Darstellung des Hofes zu Petersburg) der Hof den jungen Mann schreckt. Diese Nachkommen Hamlets lassen sich, wie er, weit fort in fremde Lande schicken. Wenn sie sprechen, verstellen sie sich wie er, kleiden ihre Ansicht in Gleichnisse und Allegorien, und es gilt von ihnen, was Hamlet über sich zu Laertes sagt: Nimm Dich in Acht! denn es liegt etwas Gefährliches in mir.

Wunderbarerweise hat keine der vielfachen Censuren, denen diese Vorträge unterworfen waren, keine der vielen, die ihrem Abhalten vorzugingen, auch nicht die zwei neuen Censoren, welche die Ausgaben in Zeitungs- und Buchform prüften, gegen diese Stelle etwas einzuwenden gefunden.

Das Lustspiel.

(„Ein unbeschriebenes Blatt“, Lustspiel in drei Aufzügen von Ernst von Wolzogen. Zum ersten Mal aufgeführt am 26. September 1896.)

Mit Vertrauen sieht man seit Jahren auf Ernst von Wolzogen hin; er soll uns, heißt es, die Komödie geben, die uns immer noch fehlt, er soll das deutsche Lustspiel aus seiner Misere ziehen. So sagt es einer dem anderen nach; keiner weiß, woher er es hat. Eine große Hoffnung der besorgten Kenner ist Ernst von Wolzogen seit Jahren, sie rechnen auf ihn. Im Schauspiel haben wir ja endlich die Schablone der Epigonen verlassen oder bilden es uns doch ein. Warum sollen wir denn im Lustspiel immer noch bei Benedix bleiben oder gar bei jenen traurigen Witzelien der Siebzigerjahre? Wir wollen eine neue Form der Komödie suchen, die unserer heutigen Art gemäß sein soll. Werden solche Wünsche laut, so kommt immer der Name Wolzogens herbei, der eine frohe, im deutschen Sinne lustige Natur ist, das Theater kennt und sich immer an den guten Geschmack gehalten hat. Seine Romane lassen die herzlichsten Töne biederer deutschen Behagens vernehmen. Die „Kinder der Exzellenz“ sind ein prächtiger Schwanke, Figuren der kleinen bürgerlichen Welt mit munterer Liebe hegend. Im „Lumpengesindel“ geht er noch weiter und gibt uns eine literarische Possen, nicht eben streng componiert und von einer behaglicheren Führung der Scenen, als sie das Theater eigentlich erlaubt, aber mit einer so drastischen Lustigkeit, daß man nicht widerstehen kann. Auch hat er, ein feiner und nachdenklicher Recensent, in Aufsätzen oft, kritisch Werke der Gegenwart betrachtend, klug und verständig für die Erneuerung der deutschen Komödie gesprochen und gute Worte gesagt. So wird er neben Hauptmann und Halbe genannt, wenn jetzt von dem neuen Lustspiel die Rede ist, das wir noch immer nicht haben. Diese Hoffnungen schien der erste Act seines letzten Stückes zu bestätigen, der gemüthlich die kleinen Leiden einer jungen Ehe verspottet; aber schon im zweiten ist ihnen der Muth gesunken, im dritten hat man sich geärgert. Am Ende ist das Publicum böß geworden, bößer, als es sich wohl eigentlich gegen einen so angenehmen und liebenswürdigen Autor schickt.

Das heißt, das Publicum hat ja schließlich recht. Im Theater hat das Publicum immer recht. Es fragt nicht nach den Absichten eines Autors noch nach seinem Rufe, es erinnert sich nicht, es raisonniert nicht: es sitzt da und läßt die Scenen wirken; sind sie stark, ist es zufrieden, sonst zischt es. Wie es der Autor meint, ist ihm gleich. Es hält sich an das Werk. Es sagt nicht: Das oder das darf man nicht. Es sagt nicht: Sei neu! Seine Aesthetik ist sehr einfach: Man darf alles, aber man muß es können, es muß halt wirken; sei, was du willst, aber es muß gefallen; nicht fein, nicht neu, nicht groß zu sein ist dein Amt, sondern uns zu gefallen! Das „unbeschriebene Blatt“ hat ihm nicht gefallen und so sagt es: Es ist ein schlechtes Stück. Das andere, was der Autor will, wie er es gemeint hat, ob ihn nicht etwa die besten Absichten verführt haben, das alles geht es gar nichts an. Aber soll denn der Recensent nur eine Trompete sein, auf der das Publicum seine Meinung bläst? Der Recensent müßte doch auch bei einem schlechten Stücke verweilen, wenn es von einem guten Autor ist, ja gerade bei einem schlechten Stück, da das doch eigentlich viel merkwürdiger ist. Wie kommt es, daß ein gescheiter, auf der Bühne erfahrener Autor bei den reinsten Absichten, dem besten Humor und einer sonst so glücklichen Hand nicht einmal kann, was Kadelburg immer kann? Er hat harmlos amüsieren wollen und er hat gelangweilt. Was kann ihn so verblendet haben? Wenn er schon nicht gefunden hat, was er gesucht hat, was ist denn das, was er suchte? So sollte der Recensent sich fragen. Das wären wir, meine ich, einem solchen Autor doch schuldig.

Ich kann mir schon denken, wie Wolzogen zu seinem Stücke gekommen sein mag. Er mag einmal in einem Vaudeville geessen sein, so einem das Unwahrscheinliche mathematisch beweisenden Vaudeville, oder er ist vielleicht in einem Berliner Schwanke geessen, der nur mit Worten spielt. Da mag er sich gesagt haben: es ist doch schrecklich, da quälen sich diese Autoren ab, verrenken sich das Gehirn, peinigen